

In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts notierte der Soziologe Ray Pahl „A professional woman needs a wife“. Braucht eine berufstätige Frau gewissermaßen eine Ersatz-Gattin? Seit sich die starre Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern aufzulösen beginnt und langfristige Arbeitsverhältnisse zur Seltenheit werden, taugen die alten Familienmuster und Lebensstile nicht mehr. Denn wenn auch der Mann gern berufstätig ist und nicht „zu Hause“ bleiben will, muss dieses „Zuhause“ anders als bisher organisiert werden, am liebsten mit Büro um die Ecke und Kindergarten vor der Tür. Die Vorstadt ist dafür jedenfalls keine Option mehr.

Der Suburbanisierung geht das Personal aus

Eine stadtsoziologische Zwischenbilanz: Hartmut Häussermann

In den letzten Jahren ist viel von der Revitalisierung beziehungsweise Renaissance der Innenstädte in Westeuropa die Rede. Sowohl beim „Stadtumbau“, bei dem es um die Anpassung von Stadtstrukturen und Wohnungsbeständen an eine schrumpfende Bevölkerungszahl geht, als auch bei der Förderung von Investitionen in den Städten steht die „Stärkung der Innenstadt“ immer wieder im Zentrum. Auch private Investoren bevorzugen wieder innerstädtische Standorte bei der Errichtung von Einkaufszentren, der öffentliche Raum wird aufgewertet, Kultureinrichtungen werden modernisiert oder neu errichtet.

Nach Jahrzehnten des Bevölkerungsverlustes der großen Städte an ihr Umland hat sich die Wanderung der Bevölkerung an den Stadtrand und ins Umland zu Beginn des 21. Jahrhunderts tatsächlich abgeschwächt, und viele Großstädte verzeichnen wieder steigende Bevölkerungszahlen. Nach wie vor gibt es Abwanderungen ins Umland vor allem von Familien mit Kindern, und zwar aus den bekannten Gründen: mehr Wohnfläche zu einem bezahlbaren Preis; ein Garten; Suche nach sozialer und kultureller Homogenität, denn die wachsende Bedeu-

tung von ethnischen Minderheiten und die wachsenden sozialen Gegensätze in den innerstädtischen Quartieren werden von vielen Eltern als bedrohlich hinsichtlich der Entwicklung ihrer Kinder wahrgenommen. In Regionen mit spürbarem Bevölkerungsverlust sind inzwischen die Miet- bzw. Kaufpreise für Wohnungen im Umland gefallen, so dass es starke ökonomische Anreize für einen Umzug ins Umland gibt – in Städten und Regionen mit anhaltendem wirtschaftlichem Wachstum und Bevölkerungszuwachs hat sich die Konkurrenz um innerstädtische Wohnungen erheblich verstärkt, weil sich neben der traditionellen Mieterschaft, die sich vor allem aus einer hochmobilen Schicht von Alleinlebenden und einkommensschwachen Haushalten zusammensetzt, immer mehr auch solche Haushalte um innerstädtische Wohnstandorte bemühen, die vor einem oder zwei Jahrzehnten noch selbstverständlich ins Umland abgewandert wären.

Mit der Industrialisierung begann die Verstädterung, die sich aus dem starken Zuwachs der Landbevölkerung im 19. Jahrhundert speiste. Zunächst wurden die Städte, die teilweise noch durch Mauern klar vom Umland abgegrenzt waren, verdichtet,

das heißt, Freiflächen wurden bebaut, und die Zahl der Bewohner in einzelnen Häusern wurde erhöht. Doch die bestehenden Strukturen reichten nicht aus, um das immense Wachstum von gewerblicher Nutzung und Bewohnern aufzunehmen, und so dehnten sich die Städte immer mehr ins Umland aus. So lange keine Massenverkehrsmittel existierten, war das Wohnen am Rande der Stadt oder im Umland für die lohnabhängigen Schichten eine beschwerliche Angelegenheit, da es mit langen Fußmärschen von und zur Arbeit verbunden war. Aus dem erzwungenen Ausweichen ins Umland wurde erst im Laufe des 20. Jahrhunderts eine begehrte Wohnform, als durch Eisenbahnen und den privaten PKW die Mobilität erleichtert und damit ein Lebensstil auch in den mittleren und unteren Mittelschichten Verbreitung fand, der bis dahin nur den Reichen vorbehalten gewesen war.

Dies war das Ergebnis des „Fordismus“, jenes Produktions- und Gesellschaftsmodells, das durch enorme Steigerungen der Produktivität bei der industriellen Fertigung von Konsumgütern, durch Steigerung der Reallöhne und durch den Aufbau wohlfahrtsstaatlicher Regulierungen auch bei den Lohnabhängigen die Ausbreitung eines weitgehend standardisierten Lebensstils, in dessen Zentrum die Kleinfamilie stand, propagierte und ermöglichte: Der Vater sorgt durch seine Berufstätigkeit für den Familienunterhalt, die Frau kümmert sich um Haushalt und Kinder. Dafür wurden seit den zwanziger-Jahren Millionen Wohnungen gebaut, zeitweise stark gefördert durch staatliche Subventionen, mit deren Gewährung auch bereits der Wohnungsgrundriss weitgehend festgelegt wurde. Wohnen in der Kleinfamilie wurde als die „moderne“ Wohnform schlechthin angesehen, alles andere waren „Sonderwohnformen“.

Der Kampf der Gewerkschaften um den „Familienlohn“ für den Mann, um Arbeitszeitverkürzung (8-Stunden-Tag und freier Samstag) und laufende Lohnerhöhungen war auch ein Kampf für den fordistischen Lebensstil: Die Ehefrau sollte nicht mehr zur Arbeit gehen müssen, die Wohnung wurde von einer Schlafstelle zu einem Freizeitheim und technisch durch Warmwasserversorgung und Zentralheizung enorm aufgewertet. Im fordistischen Modell waren Städte eigentlich gar nicht mehr notwendig, wie Henry Ford sogar explizit formulierte: produziert wurde in den großen Fabriken, gewohnt in den dazugehörigen Wohnanlagen, versorgt wurden die Bewohner durch ein seinerseits industriell organisiertes Dienstleistungssystem – das Ganze sollte wie eine einzige große Fabrik funktionieren, in der Henry Ford schließlich für die Gewerkschaften keine Funktion mehr sah. Hitler hat ihm für diese Vision einen Orden verliehen.

Familienleben und freizeitorientierter Lebensstil – für diese Kombination eignete sich am besten das Eigenheim, das freistehende Einfamilienhaus im Grünen, das den Bewohnern selbst gehörte. Das war und ist der Traum von Millionen. Er

wurde für viele durch die Kleinhausteppiche im Umland der großen Städte möglich, für andere blieb die moderne Wohnung im Mietshaus mit einer mehr oder weniger großen Zahl von übereinandergestapelten Wohnungen – in den sechziger und siebziger Jahren zwar auch zunehmend am Stadtrand, aber ohne Garten und mit steigenden Mieten. Der Auszug aus der dichten Innenstadt mit Wohnungen, die technisch weit hinter den modernen Möglichkeiten zurückgeblieben waren, galt lange Zeit als erstrebenswerter Fortschritt, zumal er in jedem Fall mit einem Qualitätssprung in der Haustechnik und bei der Parkplatzversorgung verbunden war. Das fordistische Lebensmodell mit der Hausfrau, die die Konsumtätigkeit organisiert, und dem erwerbstätigen Ehemann, der dafür die materiellen Mittel beschafft, korrespondiert mit einer Standardwohnbiographie.

Doch die Zahl der Haushalte, die nicht mehr dem fordistischen Standardmodell bei der Wahl des Wohnstandorts folgen, steigt. Verantwortlich dafür ist eine neue Nachfrage nach innerstädtischem Wohnraum, die vor allem von jüngeren Haushalten mit einem hohen Bildungsniveau ausgeht. Zwar sind keineswegs alle Absolventen von Hochschulen in der Lage, hohe Mieten beziehungsweise Kaufpreise für modernisierte Wohnungen zu bezahlen, aber in den Lebensstilen hat sich doch eine entscheidende Veränderung ergeben: Während früher mit dem Abschluss der Berufsausbildung und dem Einstieg in ein Beschäftigungsverhältnis nicht selten die Eheschließung und die Abwanderung ins Umland verbunden waren, bleiben solche Haushalte nun häufiger in der Stadt wohnen.

Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt

Der Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsökonomie ist begleitet von einem Wandel der grundlegenden Prinzipien der wirtschaftlichen Organisation. Der Aufstieg der großen Industrie hat die Städte wachsen lassen, aber er hat ihre ökonomische Vielfalt und Raumstruktur auch zerstört. Die Entflechtung oder Beseitigung der unübersichtlichen, funktionsgemischten Altbaugebiete gehörte ebenso zum Konzept des „modernen“ Städtebaus, der stark von den Prinzipien des Fordismus beeinflusst war, wie die Entdichtung und die Standardisierung der Wohnformen. Eine „rationale“ Ordnung musste geschaffen werden. Für alles und jeden einen Ort festzulegen und von zentraler Hand für ein optimales Funktionieren zu sorgen war das Konzept der fordistischen Stadt, im Städtebau übersetzt als „Funktionalismus“. In den Großsiedlungen der Nachkriegszeit und in den suburbanen Familienheimgebieten, die beide in der Regel „reine“ Wohngebiete waren, wurde dies ebenso sichtbar wie in den auswuchernden Verkehrsflächen und Gewerbegebieten in und am Rande der Stadt. Fordismus bedeutete die Auflösung der urbanen Stadt.

Die Bedeutung fordistischer Produktion ist in den industrialisierten Ländern inzwischen dramatisch gesunken – und in der



postindustriellen, postfordistischen Ökonomie gewinnen urbane Orte wieder an Gewicht. Nachdem die unqualifizierten Fertigungstätigkeiten in Billiglohn-Länder verlagert wurden, nehmen hochwertige Dienstleistungen in unseren Städten mit großen Wachstumsraten zu: Forschung und Entwicklung; Planung, Organisation und Finanzierung von Produktion; Beratungstätigkeiten, Kommunikation und Kulturproduktion. Die Grenzen zwischen Ökonomie und Kultur werden immer durchlässiger, für das ökonomische Wachstum ist die kulturelle Kreativität immer wichtiger geworden.

Die postfordistische Ökonomie unterscheidet sich von der fordistischen Organisation radikal dadurch, dass nicht mehr Großbetriebe die Stadtökonomie beherrschen, sondern kleinere Unternehmen in wechselnden Kooperationen projektformig zusammenarbeiten. In der Kunstproduktion war dies schon immer so, nun wird dieses Modell verallgemeinert. In den Städten entwickelt sich somit eine Wissensökonomie, die sich nicht mehr auf Handarbeit, sondern vor allem auf intellektuelle Arbeit, Kreativität, soziale Interaktion und Vernetzung stützt. Entscheidend für das ökonomische Wachstum

sind, um einen Begriff von Richard Florida zu benutzen, die „kreativen Klassen“ – und diese bevorzugen urbane Orte zum Leben und Arbeiten.

Der Arbeitsmarkt bietet heute nur noch für wenige jene Perspektive, die eine langfristige Finanzplanung (und Verschuldung) zum Kauf eines Hauses ermöglicht. Gerade bei den „kreativen Berufen“ haben befristete beziehungsweise prekäre Beschäftigungen ein hohes Gewicht. In diesem Berufssegment wird eine hohe zeitliche Flexibilität erwartet, zudem treten häufig Phasen von Nicht-Beschäftigung auf; man muss am „Ball bleiben“, um nach Ablauf des gegenwärtigen Projektes wieder bei einem nächsten mit anderen Partnern mitmachen zu können. Um den Kontakt zu diesem Arbeitsmarkt nicht zu verlieren, muss man in den entsprechenden Milieus beziehungsweise Netzwerken präsent sein. Der Ort dafür sind bevorzugt die multifunktionalen, gemischt genutzten innerstädtischen Altbaugebiete, in denen es auch eine große räumliche Flexibilität gibt. Das Wohnen in der Innenstadt wird so gleichsam zu einer Frage der existenziellen Sicherheit für die sogenannten „kreativen“ Berufe.

Veränderungen in der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern

Bei den akademisch Gebildeten wird die Berufstätigkeit beider Partner immer selbstverständlicher. Dies ist eine logische Konsequenz der Zunahme höherer Bildung auch bei den jungen Frauen und der damit verbundenen Veränderung ihrer gesellschaftlichen Rolle. Die Aussicht, im suburbanen Eigenheim für den Fahrdienst, der die Kinder zu den verschiedenen Bildungs-, Freizeit- und Erziehungsstationen bringen muss, zuständig zu sein und die eigenen Qualifikationen verkümmern zu sehen, ist für immer weniger junge Frauen akzeptabel. Das Hausfrauenmodell erodiert gerade deshalb, weil sich die Frauen immer seltener wie selbstverständlich in die familiäre Privatsphäre zurückziehen.

Das Leben in der suburbanen Region, bei dem die Arbeits-, Schul-, Freizeit- und Wohnorte durch Pendeln mit dem individuellen Pkw verbunden werden müssen, setzt im Grunde eine Vollzeitkraft voraus: die Hausfrau. Da sich aber Frauen in immer geringerer Zahl für diese Tätigkeit zur Verfügung

stellen, geht der Suburbanisierung gleichsam das Personal aus. In der Aussage „a professional woman needs a wife“ summierte der englische Soziologe Ray Pahl bereits in den achtziger Jahren seine Befunde zur informellen Ökonomie, und Elisabeth Pfeil hatte bereits zuvor beschrieben, welche große Bedeutung eine „ambulante Oma“ für die jüngeren Haushalte mit Kindern in der Stadt hat.

Die Beschäftigungsdynamik in den (westdeutschen) Kernstädten ist wesentlich durch die starke Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit geprägt. Damit stellt sich für viele Haushalte die zentrale Frage: Wie lassen sich Beruf und Familie mit Kindern so verbinden, dass die Lösung dieser Probleme nicht einseitig zu Lasten der Frau geht? Die Erwerbsintegration der Frauen bei gleichzeitiger Erosion kollektiver Arbeitszeitstrukturen kann zu einem „Arbeiten ohne Ende“ oder gar zu einem „Zeitkrieg“ zwischen den Geschlechtern führen, der auf dem Rücken der Kinder ausgetragen wird. Durch die Entgrenzung der Arbeit ist die „Work-Life-Balance“, also das Verhältnis von Erwerbsleben und Privatleben in den Haushalten, insbesondere für Frauen spannungsreicher geworden.



Die Veränderungen der Arbeits- und Unternehmensorganisation lösen Standardisierungen auf, verschränken Erwerbs- und Nichterwerbsaktivitäten, verlangen von den Beschäftigten mehr individuelle Flexibilität. Anstelle eines einzigen dominierenden gesellschaftlichen Zeitregimes entsteht eine Vielzahl unterschiedlicher Arrangements, in denen Haushalte die Anforderungen des Arbeitsmarktes und die Lebensführung in Übereinstimmung zu bringen suchen.

Vor diesem Hintergrund entdecken viele die Vorteile der Stadt wieder: Die Stadt bietet nicht nur ein breites Angebot an Beschäftigungsmöglichkeiten, sondern auch Einkaufsmöglichkeiten, Betreuungsangebote für Kleinkinder, Kindergärten mit unterschiedlichen Öffnungszeiten, Schulen für unterschiedliche Begabungen, eine differenzierte Gesundheitsversorgung und ein breites Bildungs- und Kulturangebot – und auch bessere Möglichkeiten zur Selbsthilfe, denn Gleichgesinnte finden sich aufgrund der höheren Einwohnerdichte leichter. Für alle, die keine Zeit für Haushaltsarbeiten haben oder diese Zeit anders verwenden wollen, gibt es Restaurants, Snacks, Lieferdienste, Wäschereien, Haushaltshilfen usw. Das

hört sich besser an, als es in vielen Städten tatsächlich ist, denn in den zentralen Bereichen der Innenstädte wird ja kaum mehr gewohnt, und mit dem Wohnen sind von dort auch viele Dienstleistungseinrichtungen abgewandert, die einen urbanen Lebensstil erst möglich machen.

Das Bildungsgefälle zwischen Mädchen und Jungen ist weitgehend geschwunden, so dass sich immer mehr Paare finden, bei denen beide Partner einen akademischen Abschluss haben. Denn die Partnerwahl ist ein so sensibler Bereich, dass kulturelle und soziale Distanzen dabei selten überwunden werden. Auch Frauen wollen nun selbstverständlich ihre erworbenen Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt verwerten, sie sind – abgesehen davon, dass die Männer immer seltener einen „Familienlohn“ beziehen – in immer geringerer Zahl bereit, sich nur noch um Haushalt und Kinder zu kümmern. Wenn aber ein Alltag mit zwei Berufstätigen, von denen gleichermaßen eine hohe Flexibilität in zeitlicher und räumlicher Hinsicht erwartet wird, organisiert werden muss – ein Problem das sich potenziert, wenn Kinder im Haushalt leben –, dann sind kurze Wege eine Notwendigkeit.

Veränderung der Lebensstile

Der Wandel der Lebensstile ist aufs Engste verbunden mit dem Wandel der Rolle der Frauen in unserer Gesellschaft und hat zur Folge, dass sich eine räumlich und funktional geringere Trennung zwischen Wohnen und Arbeiten gerade bei den Haushalten entwickelt, die in den Segmenten der städtischen Ökonomie tätig sind, die die höchsten Wachstumsraten aufweisen. In den innerstädtischen Quartieren ist aber das Leben mit Kindern nur dann leichter, wenn die Haushalte eingebunden sind in soziale Netze und in ein Netzwerk von unterstützender Infrastruktur, die zeitliche Flexibilität und die Verbindung von Eltern- und Arbeitsrolle ermöglichen. Da gerade bei der Erziehung von Kindern auf ähnliche Vorstellungen und kulturelle Standards geachtet wird, werden kulturell homogene Milieus bevorzugt. Wer sein Kind in die Obhut anderer gibt, will sicher sein, dass dessen Bedürfnisse nicht missachtet werden und die Umgangsformen milieuimmanent bleiben. Diese Sorge erstreckt sich auch auf Kindergärten und Schulen, wodurch sich mit der Zeit eine immer stärkere Segregation nach Bildungsniveau und Lebensstil herausbildet.

In allen großen Städten haben sich inzwischen innerstädtische Quartiere mit einer vielfältigen funktionalen Mischung herausgebildet, die zunehmend von jüngeren Bewohnern mit einem hohen Bildungsgrad bewohnt werden – und dies stellt für die Städte eine wichtige Ressource dar, denn der „Kampf um die Köpfe“ wird zu einem immer wichtigeren Element in der Standortkonkurrenz. Die Lebensstile in den Städten und damit auch die Bedürfnisse in verschiedenen Stadträumen entwickeln sich stark auseinander. Auf der einen Seite sind vor allem die Sicherungen durch den traditionellen Wohlfahrtsstaat und die Förderung durch ein modernisiertes Bildungssystem von fundamentaler Wichtigkeit, auf der anderen Seite ist die Entwicklung von neuartigen Unterstützungssystemen für neue Arbeits- und Lebensformen notwendig. Wohnungs- und Stadtpolitik können sich also immer weniger an einer Standardform von privaten Haushalten orientieren.